

Am Ende der Stadt

Die Berliner Bahnhofsmiession am Zoologischen Garten ist jeden Tag Anlaufstelle für etwa sechshundert Menschen, die hier etwas zu essen, ein bisschen Wärme oder ein kleines Gespräch bekommen

Von Julia Haak, Berliner Zeitung, November 2012

BERLIN. Um kurz vor eins stehen schon fünfzig Leute vor der Tür. Dabei wird erst um viertel nach zwei aufgemacht. Jeden Tag ist das so. Jeden Tag um die Mittagszeit füllt sich der kleine Platz vor der Bahnhofsmiession am Zoologischen Garten mit wartenden Menschen. Bei jedem Wetter. Das ist so sicher, dass für die Menschen irgendwann eine Überdachung gebaut wurde. Ein kleiner Schutz gegen die große Welt.

Wer sich an der Schlange unter dem Dach anstellen will, läuft die Jebensstraße hinauf, an der unwirtlichen Rückseite des Bahnhofs entlang. Dort, wo der Uringeruch als süßlich-herber Begleiter über dem Pflaster steht. Auf recht eindringliche Weise stellt sich die Erkenntnis ein, dass man hier ganz unten angelangt ist. Am untersten Ende von Berlin. Wer sich hier anstellt, der hat keine Wahl mehr. Der hat nur noch Hunger.

Die Tür wird heute von Klaus bewacht. Er hat schon Nummern ausgeteilt für den Einlass, aber die ersten fünfzig lässt er erst um 14.15Uhr rein. Klaus ist jemand, der gute Laune wie einen Regenschirm gegen die Widrigkeiten des Lebens mit sich herumträgt. Lang ist er und dünn. Er sagt: "Na, meine Schöne, auch hier?", wenn er eine ehrenamtliche Mitarbeiterin hereinlässt, die zur Schicht kommt, und tänzelt dann an ihr vorbei in die Küche.

Klaus und die anderen Helfer nennen die Menschen, die hier um Essen bitten, Gäste. Das hat etwas Würdevolles. Es sind jeden Tag etwa 600. Die Zahlen steigen, in den letzten Jahren haben sie sich verdoppelt. Die meisten Gäste leben von Hartz IV, aber sie kommen mit ihrem Geld nicht aus. Weit vor dem Monatsende sind sie pleite, weil es einfach nicht reicht oder weil sie nicht mit Geld umgehen können. In der Bahnhofsmiession bekommen sie das Essen kostenlos. Es ist das, was sie sicher haben.

Es klingelt an der Tür. Ein Lieferant der Berliner Tafel ist gekommen. Er bringt körbeweise belegte Brötchen und Obst, stellt die Waren in die Küche. Helfer in leuchtend blauen Westen mit dem roten Johanniterkreuz bereiten alles vor. Die meisten arbeiten hier ehrenamtlich, zu festen Arbeitszeiten.

Wer helfen will, muss im Schichtdienst ran, denn die Bahnhofsmision hat rund um die Uhr geöffnet.

Elf feste Mitarbeiter auf sieben Vollzeitstellen hat die Bahnhofsmision. Außerdem arbeiten hier 70 Ehrenamtliche. Sie versorgen rund 5000 Menschen. Essen gibt es dreimal am Tag. Gekocht wird nicht. Es gibt belegte Brote, Obst, Joghurt, Salat, Eingelegtes.

4000 Päckchen Kaffee

Schnell verteilen die Helfer die Brötchen, die der Fahrer von der Berliner Tafel gebracht hat, auf große Tablettts. Was nicht gleich gebraucht wird, bringen sie in einen langen schmalen Raum hinter der Küche. Bis zur Decke reichen dort die Regale. Ein Fach ist voll mit Margarinepackungen, in einem anderen stapelt sich der Kaffee. 4000 Päckchen Kaffee haben sie manchmal da. Kaffee ist leicht mitzubringen, man kann ihn zu Hause einstecken und auf dem Weg zur Arbeit hier abgeben. Viele Spenden kommen auf diese Weise ins Haus. Aber das meiste bringen die Fahrer von der Berliner Tafel. Sie sammeln abgelaufene Ware aus den Supermärkten ein. Sie bringen auch die Reste der zahllosen Büfetts mit, die täglich in der Bundeshauptstadt ausgerichtet werden.

Bevor die Gäste hereingelassen werden, bittet Dieter Puhl seine Mitarbeiter zu Tisch. Dieter Puhl leitet die Bahnhofsmision seit drei Jahren. Mit seinem Ohrring und einem Schlabbertuch um den Hals sieht er aus, wie man sich einen Sozialarbeiter vorstellt. Aber er ist auch Diakon, und das spürt man in diesem Moment. Er schafft einen Moment der Besinnung vor dem großen Ansturm. Schnell wird eine große Tafel aus Tischen zusammengesoben. Es gibt Tee, Kaffee, Kuchen und eine Geschichte. Jeden Tag liest ein anderer aus einem kleinen Buch über Engel und ihre guten Taten eine Passage vor. Die Bahnhofsmision hat einen kirchlichen Träger: die Berliner Stadtmission der evangelischen Kirche.

Die Engel an dieser Tafel sind ein bunt gemischter Haufen. Es ist die Dienstagsgruppe. Thorsten ist dabei, 47 Jahre alt. Er arbeitet seit 13 Jahren hier. Andi, 30 Jahre alt, studiert eigentlich Sozialarbeit, ist jetzt aber hauptamtlich in der Bahnhofsmision und leitet an diesem Tag die Schicht. Ralf ist da. Er war früher Möbelpacker, dann wurde er straffällig, und als er, um die Strafe zu vermeiden, in der Bahnhofsmision Sozialstunden abgeleistet hat, ist er hängengeblieben. Und dann gibt es noch Enna, 16 Jahre alt. Sie hat sich nach der Schule abgehetzt, um rechtzeitig zum Dienstbeginn da zu sein.

Hilla Schneck ist die Älteste. Sie ist 74 Jahre alt, eine groß gewachsene Frau, die ihre weißen Haare mit einem schwarzen Samtband zusammenhält. Ihre Bewegungen haben etwas Behutsames. Sie hat so gar nichts von der zupackenden Kraft mancher Sozialarbeiter. Aber jeden Dienstag ist sie zur Stelle. Ursprünglich wollte Hilla Schneck mal Erzieherin werden, aber dann hat sie als Stadtführerin gearbeitet, später in einer Kita ausgeholfen. Als sie 48 Jahre alt war, erlitt ihr Mann einen Schlaganfall. Das veränderte alles. Sie

hat ihn gepflegt, 16 Jahre lang. Und dann starb er und sie war plötzlich allein. Nach einer Weile hat sie etwas Neues gesucht, etwas, wo sie gebraucht wird. "Ich hab wohl ein Helfersyndrom", sagt Hilla Schneck. "Aber die Hemmschwelle war doch groß, ich habe viel gelernt von den jungen Leuten, wie die unbefangen auf die Menschen zugehen." Jetzt freut sie sich richtig auf den Dienstag. "Ich bin ein Kriegskind, bin oft hungrig zu Bett gegangen, ich kann mich reinversetzen in die Leute", sagt Hilla Schneck. Sie zieht sich dünne Plastikhandschuhe über, und es geht los.

Klaus öffnet die Tür. Männer strömen herein. Manche der Jüngeren scheinen betrunken zu sein. Die meisten sehen ganz normal aus, als hätten sie Almosen gar nicht nötig. Die Männer werfen ihre Wartenummern in einen Korb, dann dürfen sie sagen, was sie möchten. Joghurt oder Salat oder beides. "Nur ein Fisch pro Person", ruft Regina, die heute die Küche leitet, von hinten. Belegte Brote gibt es zwei, Käse oder Wurst und Kuchen.

Warm fühlt sich der frisch gespülte Teller an. Er ist gar nicht groß genug für all die Dinge, die da jetzt drauf sollen. Es gibt klare Regeln hier. Bei jedem Durchgang dürfen sich die Gäste nur einmal am Tresen anstellen.

Dann ruft Regina wieder von hinten. Sie hat Probleme mit dem Nachschub, sucht jemanden zum Brote schmieren. "Nicht kratzen", sagt sie, "Margarine dick drauf und vier Scheiben Wurst." Man muss sich umstellen, nicht mit dem Fett sparen, im Gegenteil, die Gäste bekommen nicht genug davon.

Es sind auffällig viele ältere Leute unter den Gästen. Peter Ohlmeier zum Beispiel, der mit einem Gehwagen hereinkommt. "Am Monatsende komme ich mit dem Geld nicht hin", sagt er. Aber er erscheint auch sonst jeden Tag zum Essen - weil er sich hier mit anderen Menschen unterhalten kann.

Ohlmeier ist 56 Jahre alt und war Sicherheitsmann. Er hatte Hüftprobleme, und dann war die Arbeit weg. Jetzt lebt er vom Staat, hat 374Euro plus Miete, Strom und Heizung. Seit 1988 ist er in Berlin, solange kommt er auch schon in die Bahnhofsmission zum Essen.

45 Minuten hat er Zeit für die Mahlzeit. Dann läutet eine Glocke, alle müssen wieder raus in die Kälte. Platz machen für die nächsten. Es ist ein lange eingeübter Ablauf. Normalität am Bahnhof Zoo.

Im nächsten Durchgang fallen einige ältere Frauen auf, dünn, gut angezogen, bescheiden in der Auswahl ihrer Speisen. Eine von ihnen trägt die Haare im Nacken zum Knoten gefasst. Es fällt ihr nicht leicht, über ihre Situation zu sprechen. Schließlich willigt sie doch ein. "Ich schäme mich", flüstert sie. Mehr bringt sie nicht heraus.

Am Nachbartisch sitzt Annegret Weil. Sie kommt jeden Tag zum Essen. Weil ist 67 Jahre alt und wohnt in Reinickendorf. In ihrem Leben ist zurzeit gar nichts so richtig gut. Sie trägt ein Hörgerät und geht an Stöcken. Wirbelsäulenfraktur. "Es kann noch zur Lähmung kommen", sagt sie. Aber

das ist nur eins von vielen Problemen. Ihre Rente sei so klein, dass sie unterhalb der Grundsicherung liegt.

Ursprünglich kommt Annegret Weil aus Thüringen. Da hat sie auch Verwandte, aber die könne sie nicht um Hilfe bitten, sagt sie. Vielleicht will sie es auch nicht. In der DDR hat Annegret Weil studiert, Außenwirtschaftsökonomie. Aber dann ist alles furchtbar schief gegangen in ihrem Leben. Nach der Wende wurde sie nicht mehr gebraucht. Eine Scheidung stürzte sie in die finanzielle Misere. Sie kann erstmal nicht weiter sprechen, kämpft mit den Tränen.

Gerade hat Annegret Weil auch noch Probleme mit ihrem Vermieter. Die Wohnung, eineinhalb Zimmer, sei fristlos gekündigt, und die Behörden würden ihr nicht helfen. Strom und Heizung hat sie schon lange nicht mehr. Sie kann die Rechnungen nicht bezahlen. "Ich habe schon ein paar Winter durchgestanden", sagt Annegret Weil, und sie klingt dabei so, als sei das noch ihr geringstes Problem. Sie zieht jetzt eben warme Sachen an und verbringt die Tage im Bett.

Lustlos bohrt sie ihre Gabel in das eine Kuchenstück, das sie sich hat geben lassen. Neben ihr steht eine Tüte auf dem Boden. Sie hat eine dicke Lammfellweste in der kleinen Kleiderkammer bekommen, die die Bahnhofsmision nebenbei auch noch betreibt. Darüber ist sie richtig froh. Aber das Glück verblasst schnell, wenn sie weiterspricht. "Das kann jedem passieren. Ich hätte mir nicht träumen lassen, dass mein Leben mal so aussieht", sagt sie.

Annegret Weil hätte jetzt manchmal gern die Mauer wieder. "In der DDR war auch nicht alles gut, aber sozial war es okay. Was sich dagegen hier abspielt", sagt sie und blinzelt die Tränen weg, "ist so schrecklich." Einen Suizidversuch hat sie hinter sich. Sie erinnert sich an ein wunderschönes Licht, das sie gesehen hat. Bitter klingt ihr Lachen, wenn sie von dem Arzt erzählt, der sie zurückgeholt hat. "Der fragte, ob ich froh sei, dass ich überlebt habe."

Manchmal will Annegret Weil kämpfen. Sie hat an den Petitionsausschuss des Abgeordnetenhauses geschrieben und ihre Situation geschildert. Aber der Ausschuss kann auch nicht helfen.

Die Glocke klingelt, Annegret Weil stemmt sich auf ihren Krückstöcken hoch. Sie muss jetzt noch zum Versorgungsamt, nicht für sich, aber für einen guten Freund, der normalerweise auch zum Essen herkommt. Aber gerade geht es diesem Freund recht schlecht, noch schlechter als ihr selbst. Für ihn will sie jetzt Hilfe beantragen. Pflegestufe. Irgendwas.

Wenn die Grenzen verschwimmen

Sabine Weinhold räumt die Teller ab. Die Helferin weiß, wie das ist, mit wenig Geld auskommen zu müssen. Sie hat selbst nur 800 Euro im Monat. Und davon muss sie sogar noch die Miete zahlen. Damit hat sie eigentlich nicht mehr als die Gäste der Bahnhofsmision. Und trotzdem arbeitet sie hier

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ehrenamtlich. "Ich habe auch schlimme Phasen gehabt", sagt sie. Vor allem damals, als erst ihre Schwester und dann ihr Vater gestorben ist. Die Mutter brachte sich daraufhin um. Sie blieb alleine übrig.

Sabine Weinhold hat als Erzieherin begonnen, später hangelte sie sich als Schauspielerin von Engagement zu Engagement. 20 Jahre lang hat sie sich um geistig Behinderte gekümmert. Aber als sie 58 Jahre alt war, hat sie den Druck nicht mehr ausgehalten, den Nachtdienst, eine schwierige Chefin. Sie bekommt jetzt eine Erwerbsminderungsrente. "Zwei Jahre habe ich dafür gekämpft", sagt sie. Aber nur Rentner wollte sie nicht sein. Sie habe doch soziale Kompetenz. Jetzt ist sie 59 Jahre alt und hilft seit einem Jahr in der Bahnhofsmission, wo die Grenzen zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen zuweilen auf seltsame Weise verschwimmen.

Die Glocke läutet. Es ist Zeit für die Gäste zu gehen. Klaus öffnet die Tür. Er hat auch nicht viel mehr Geld zur Verfügung als die meisten der Bedürftigen. "Aber ich fühle mich nicht arm", sagt er. Er lebt bescheiden, aber selbstständig. Es ist wohl auch eine Frage des Willens, auf welcher Seite der Tür man am Ende steht.

Foto: Einige Helfer sind nicht viel reicher als die Bedürftigen. Manchmal entscheidet ein Zufall darüber, wer hier auf welcher Seite der Theke steht.